

Wer erzählt, ist jemand

Erzählen, Humor und Identität in der Unterstützten Kommunikation:
warum Menschen mehr zu sagen haben als Wünsche — und wie
Geschichten möglich werden

Lars Tiedemann

Dipl. Heilpädagoge (FH) · AssistUK

10. August 2026

Arbeitsfassung. Es gibt eine stille Verengung in der Praxis der Unterstützten Kommunikation: Systeme, die perfekt ausdrücken können, was jemand will — und fast nichts davon, wer jemand ist. Bedürfnisse äußern ist die kleinste der kommunikativen Funktionen; Beziehung entsteht woanders: im Erzählen, im Witz, im Necken, im »Weißt du noch?«. Wer nie eine Geschichte erzählen kann, kommt in den Geschichten der anderen nicht vor. Dieser Text begründet, warum Erzählen und Humor keine Kür nach dem Pflichtprogramm sind, sondern der Kern von Identität und Zugehörigkeit — und zeigt das Handwerk: Erlebnis-Bücher, vorbereitete Geschichten, Ko-Erzählen, Humor-Werkzeuge und Partner, die Pointen nicht klauen. Quellen mit Prüfvermerk am Ende; Praxisregeln als Konsens gekennzeichnet.

Inhalt

1. Die stille Verengung
2. Warum Erzählen Identität ist
3. Was die Technik verlernt hat: die Waller-Diagnose
4. Das Handwerk des Erzählens
5. Humor: die unterschätzte Königsdisziplin
6. Der eigene Ton: Identität im Vokabular
7. Partner: Pointen lassen, Lücken halten
8. Wie wir es bei AssistUK halten
9. Grenzen dieses Textes
10. Fazit in fünf Sätzen
11. Literatur (mit Prüfvermerk)

1. Die stille Verengung

Schaut man sich an, was Menschen mit ihren Kommunikationssystemen im Alltag tatsächlich sagen können, dominiert eine Funktion: das Regeln von Bedürfnissen — essen, trinken, Toilette, Pause, Hilfe. Das ist die Funktion, die Versorgungen begründet, die Umfeld beruhigt und die sich am leichtesten bebildern lässt. Aber sie ist, gemessen an dem, wofür Menschen Sprache benutzen, die kleinste. Schon die klassische Bestimmung kommunikativer Kompetenz von Janice Light nennt neben dem Ausdruck von Bedürfnissen gleichrangig den Austausch von Information, die **soziale Nähe** und die soziale Etikette — und in der gelebten Praxis sprechender Menschen entfällt der Löwenanteil aufs Soziale: erzählen, kommentieren, lästern, scherzen, sich erinnern. **Ein Vokabular, das nur Bedürfnisse kann, hält einen Menschen am Leben und aus der Gemeinschaft heraus.** Die Verengung ist still, weil sie sich nie als Verbot zeigt — nur als Fehlen: Es gibt schlicht keinen Knopf für die Geschichte von gestern.

2. Warum Erzählen Identität ist

Menschen erzählen nicht zum Zeitvertreib; Erzählen ist die Form, in der Identität hergestellt und geteilt wird. Wer erzählt, sagt nicht nur, was passiert ist — er sagt, wer er ist: einer, dem so etwas passiert; eine, die so darüber denkt; einer, der so pointiert. Familien und Freundeskreise bestehen zu großen Teilen aus geteilten Geschichten (»Weißt du noch, als...«), und wer zu diesem Vorrat nichts beitragen kann, wird zur Randfigur der eigenen Biografie: Es wird **über** ihn erzählt statt **von** ihm. Für Kinder kommt der Entwicklungsaspekt dazu — Erzählen trainiert Reihenfolge, Perspektive, Ursache und Wirkung, also Denken —, und für Erwachsene der Würde-Aspekt: Ein Leben, von dem man nicht erzählen kann, wirkt auch auf die Person selbst kleiner, als es ist. Deshalb gehört das Erzählen in dieser Reihe nicht in die Rubrik »Nice to have«, sondern neben Nein-Sagen und Entscheiden in die Rubrik Selbstbestimmung: **Die Deutungshoheit über das eigene Erleben ist eine Machtfrage.**

3. Was die Technik verlernt hat: die Waller-Diagnose

Dass die Systeme beim Erzählen so schwach sind, ist kein Naturgesetz, sondern eine Designgeschichte. Annalu Waller — eine der profiliertesten Forscherinnen zu erzählender Unterstützter Kommunikation — hat die Diagnose 2019 unter dem schönen Titel »Telling tales« gestellt: Die Technik hat sich auf schnelle Bedürfnis- und Antwort-Kommunikation optimiert; das Erzählen — lange, zusammenhängende, persönliche Texte, die man wieder und wieder und je nach Publikum anders erzählt — wird von den meisten Systemen schlecht unterstützt, und genau darin liegt ungenutztes Potenzial: Systeme müssten Geschichten **speichern, wiederfinden und im Gespräch dosiert ausspielen** können, statt jeden Satz neu bauen zu lassen. Die Einsicht dahinter ist alltagspraktisch: Sprechende Menschen erzählen ihre guten Geschichten mehrfach — die Anekdote vom Urlaub, der Klassiker vom Umzug. **Wiederverwendung ist kein Betrug am spontanen Sprechen, sie ist die Normalform des Erzählens.** Für die Unterstützte Kommunikation heißt das: Eine vorbereitete Geschichte auf einem Knopf ist so legitim wie die zum zwanzigsten Mal erzählte Anekdote eines Sprechenden.

4. Das Handwerk des Erzählens

Die gute Nachricht: Erzählen lässt sich niederschwellig möglich machen, mit und ohne Technik — als Konsens-Praxis:

Erlebnis-Bücher und Überbleibsel. Die Kinokarte, der Festival-Stempel, das Foto vom Ausflug, eingeklebt mit einem Satz — solche Sammlungen (in der Fachtradition als Remnant Books bekannt) sind Erzählanker: Die Person schlägt auf, zeigt, und das Gespräch hat einen gemeinsamen Gegenstand. Wichtig ist die Autorschaft: Die Person wählt, was hineinkommt — es ist ihr Erlebnisbuch, kein Rechenschaftsheft.

Vorbereitete Geschichten. Ganze Erzählungen — mit Aufbau, Detail und Pointe — liegen als Sequenz oder auf einem Knopf bereit: die Urlaubsgeschichte, die Anekdote vom Hund, die Antwort auf »Und, was machst du so?«. Gebaut werden sie gemeinsam, erzählt werden sie von der Person — wann, wem und ob, entscheidet sie (der Entscheidungs-Text gilt auch für Geschichten).

Das Foto des Tages. Ein einziges Bild vom Nachmittag auf dem Gerät verwandelt das abendliche »Wie war dein Tag?« von einem Verhör in ein Gespräch: Da ist etwas zu sehen, zu zeigen, zu kommentieren.

Die Erzählbrücke zwischen den Welten. Stichworte aus Schule, Werkstatt oder Tagesstätte — was heute los war, wer da war, was schiefging — geben dem Zuhause die Anknüpfung; in Gegenrichtung genauso. Entscheidend ist der Zweck: Das ist **Erzählmaterial für die Person**, keine Verhaltensdokumentation über sie.

Ko-Erzählen. Gerade am Anfang entsteht die Geschichte im Duett: Die Person setzt die Kernpunkte (wer, wo, gut, blöd, mehr), der Partner baut Brücken und fragt weiter — »Und

dann?«, »Wer war noch da?«. Das ist Gerüstbau, kein Ghostwriting: Die Wertungen, die Reihenfolge und das letzte Wort gehören der Erzählerin.

5. Humor: die unterschätzte Königsdisziplin

Humor ist die sozial wertvollste und technisch anspruchsvollste Kommunikationsform — Timing, Anspielung, Übertreibung, Ironie. Und er ist für Menschen, die unterstützt kommunizieren, doppelt wichtig: als Beziehungskitt (wer miteinander lacht, ist auf Augenhöhe) und als **Machtausgleich** — der Witz ist die freundlichste Form, sich die Deutungshoheit zurückzuholen. Wer über sich selbst die Pointe macht, kommt anderen zuvor; wer necken kann, ist nicht mehr nur Objekt der Fürsorge. Praktisch heißt das: **Witzmaterial gehört ins System** — Running Gags der Familie, Lieblingssprüche, ein Vorrat frecher Kommentare (»Das war ja klar«, »Träum weiter«, »Sehr witzig«), Neck-Sätze für die Lieblingsopfer; **Timing braucht Technik** — die Pointe muss schnell erreichbar sein, ein Witz mit vierzig Sekunden Anlauf stirbt unterwegs, also liegen Pointen auf schnellen Plätzen; und **Ironie braucht Partner, die sie zulassen** — wer jede freche Äußerung als Versehen oder Symptom liest (»Das meint er nicht so«), nimmt der Person das Recht auf Schalk. Die Regel aus der Begleitpraxis: Im Zweifel ist es Absicht — lachen Sie.

6. Der eigene Ton: Identität im Vokabular

Identität steckt nicht nur in Geschichten, sondern im Ton. Ein Vokabular, das nur neutrales Lieferanten-Deutsch spricht, klingt nach niemandem — und ein Mensch, der zwanzig Jahre »Ich möchte bitte...« sagen muss, obwohl er ein »Na los, gib schon her« wäre, wird täglich ein Stück überschrieben. Zum identitätsstiftenden Vokabular gehören, als Konsens: die **eigenen Redewendungen** (wie die Person wirklich redet oder reden würde — Dialekt, Lieblingswörter, Kraftausdrücke in der Dosis, die zu ihr passt), **Alters- und Rollenangemessenheit** (der Vierzehnjährige braucht Vierzehnjährigen-Sprache, die Rentnerin ihre), die **Selbstauskunft in eigener Regie** — das Ich-Buch und der Kommunikationspass, von der Person autorisiert (»So bin ich. Das mag ich. So spricht man mit mir.«) — und die **Meinungswörter**: finde ich gut, finde ich falsch, ist mir egal, typisch, ungerecht. Der KI-Text dieser Reihe hat die Grenze gezogen, die auch hier gilt: Werkzeuge und Partner dürfen Formulierungen anbieten — aber wessen Ton es am Ende ist, entscheidet die Person, und im Zweifel gewinnt ihre Fassung gegen die glattere.

7. Partner: Pointen lassen, Lücken halten

Erzählen ist die Disziplin, in der gute Partner am meisten falsch machen können — aus Hilfsbereitschaft. Die Regeln, allesamt Konsens und allesamt schwer: **Die Pointe gehört der Erzählerin** — wer die Geschichte kennt, erzählt sie trotzdem nicht zu Ende (»Und dann hat sie— « »Lass ihn erzählen!«). **Lücken aushalten**: Die Pause vor dem nächsten Element ist Bauzeit, keine Einladung zur Übernahme; die zehn Sekunden dieser Reihe gelten mitten

in der Geschichte. **Echte Fragen stellen** statt Abfragen (»Was war das Beste?« statt »War es schön?«), und auf die Antwort reagieren wie auf eine Erzählung, nicht wie auf eine Testleistung. **Nicht glätten:** Die Dreiwort-Geschichte mit starker Wertung ist eine Geschichte — wer sie zur wohlgeformten Nacherzählung aufbläst, hat sie übernommen. Und: **Publikum organisieren.** Erzählen braucht Zuhörer; wer im Wohnzimmer, im Morgenkreis, am Familientisch bewusst Erzählzeit für die Person einplant — mit ihrem Einverständnis —, schafft die Bühne, die sprechende Menschen sich beiläufig nehmen.

8. Wie wir es bei AssistUK halten

Aus diesem Text folgt für unsere Werkzeuge eine klare Liste: **Geschichten sind Bürger erster Klasse** — vorbereitete Erzählungen lassen sich anlegen, wiederfinden und dosiert ausspielen, nicht nur Einzelsätze; **Humor hat schnelle Plätze** — Kommentar- und Pointen-Vorräte liegen erreichbar, nicht drei Ebenen tief; **eigene Inhalte zuerst** — Fotos, Erlebnisse, Redewendungen der Person sind so leicht einzupflegen, dass es im Alltag wirklich geschieht; und unsere Buch-Formate taugen als **Erlebnis- und Ich-Bücher** in der Autorschaft der Person. Die Messlatte ist die des ganzen Textes: Ein System ist nicht dann gut, wenn es alles benennen kann — sondern wenn man mit ihm jemand sein kann.

9. Grenzen dieses Textes

Die Forschung zum Erzählen in der Unterstützten Kommunikation ist substanziell, aber überwiegend klein und qualitativ; die Waller-Linie ist Programm- und Übersichtsarbeit, keine Wirksamkeits-Metaanalyse — die Praxisformen der Abschnitte 4 bis 7 sind gut etablierter Konsens, entsprechend gekennzeichnet. Die narrative Entwicklung von Kindern (Erzählschemata, Erwerbsstufen) hat eine eigene sprachwissenschaftliche Literatur, die hier nicht referiert wird. Und eine Grenze der Sache selbst: Erzählen lässt sich ermöglichen, aber nicht verordnen — es gibt Menschen, die wenig erzählen wollen, und auch das ist eine legitime Art, jemand zu sein; der Text begründet das Angebot, nicht die Pflicht.

10. Fazit in fünf Sätzen

Bedürfnisse äußern ist die kleinste kommunikative Funktion — Beziehung, Zugehörigkeit und Identität entstehen im Erzählen, im Kommentar, im Witz, und ein Vokabular, das nur Bedürfnisse kann, hält einen Menschen aus der Gemeinschaft heraus. Wer erzählt, ist jemand: Die Deutungshoheit über das eigene Erleben ist eine Machtfrage, und wer nie erzählen kann, kommt in den Geschichten der anderen nur als Figur vor. Die Technik hat das Erzählen lange vernachlässigt (Waller's »Telling tales«-Diagnose); die Normalform des Erzählens ist Wiederverwendung — vorbereitete Geschichten auf einem Knopf sind so legitim wie die zwanzigste Anekdote eines Sprechenden. Das Handwerk ist niederschwellig: Erlebnis-Bücher, das Foto des Tages, Erzählbrücken zwischen den Lebensorten, Ko-Erzählen mit Gerüst statt Ghostwriting — und Humor mit schnellen Pointen als freundlichste Form

des Machtausgleichs. Für Partner gilt: Pointen lassen, Lücken halten, echte Fragen stellen, nicht glätten — und im Zweifel ist die freche Äußerung Absicht: lachen.

11. Literatur (mit Prüfvermerk)

Kernquellen web-geprüft (✓); Praxisregeln als Konsens gekennzeichnet.

1. ✓ **Waller, A. (2019).** Telling tales: unlocking the potential of AAC technologies. *International Journal of Language & Communication Disorders*, 54(2), 159–169. — Erzählen als vernachlässigte Funktion der Systeme; Speichern, Wiederfinden und dosiertes Ausspielen von Geschichten. (Bibliografie web-geprüft 10.08.2026.)
2. ✓ **Light, J. (1989).** Toward a definition of communicative competence for individuals using augmentative and alternative communication systems. *Augmentative and Alternative Communication*, 5(2), 137–144. — Kommunikative Funktionen jenseits der Bedürfnisse: Information, soziale Nähe, Etikette. (Bibliografie web-geprüft 10.08.2026.)
3. ✓ **Tiedemann, L. (2026).** Wessen Worte sind das? (Autorschaft und Ton; Geschichten mit Genre-Wahl im Praxisbericht) · Die Entscheidung bleibt bei der Person (wann, wem, ob erzählt wird) · Pflege ist ein Gespräch (Beziehungszeit, Small Talk) · Mitreden im Klassenzimmer (Pausenhof-Vokabular) · Die zweihundert Wörter (Meinungs- und Kommentarwörter) · Das Vokabular zieht mit (Kommunikationspass, Ich-Buch). AssistUK-Grundlagenreihe. — Die Schwestertexte dieses Textes.

Die fachliche Position, Auswahl und Verantwortung liegen bei mir. — L. T.